tachles

DAS JÜDISCHE WOCHENMAGAZIN
WWW.TACHLES.CH
NR. 45 / 15. JAHRGANG
6. NOVEMBER 2015
24. MARCHESCHWAN 5776
CHF 6.30 (INKL. 2,5% MWST)
€ 5.15
4 196652 805158 45

ässt sich Maccabi Europa on Orbán kaufen?

TELTHEMA: SEITE 12

Wird SIG-Tagung zu Mischehen abgesagt?

SEITE 14

Maja Wicki über Flucht, Asyl, Menschen

SEITE 22

Flüchtlingen die Aufnahme zu verweigern, sie abzusondern und in Elend und Angst zurückzuweisen, ist Erniedrigung, schreibt Traumatherapeutin Maja Wicki

Sprache für die Sprachlosen

MAJA WICKI

In der Schlange stehen und warten. Warten, dass etwas geschieht, dass der Teller gefüllt wird. Warten, dass der Tag vorbeigeht, Warten, dass der nächste Tag vorbeigeht, hundertmal der nächste Tag, bald tausendmal. Warten, dass ein Brief eintrifft, ein Visum. Dass ein Wunder geschieht. Weiterwarten. Warten, dass die Hitze aufhört, dass der Regen aufhört, dass die Kälte aufhört. Warten, dass der Krieg vorbeigeht, der ständig weitergeht, in der Heimat, im Kopf. Lange Zeit. Langeweile. Warten ohne Frist und Ende. Sinnloses Warten. Warten, dass das Warten vorübergeht. Warten wie Verdammnis. «Dangube» in der Sprache der Flüchtlinge.

«Da ist die Reihe, die Menschen schlecht gelaunt. / Lärm. Töpfe. Frühmorgens das erste Zeichen / deiner Nicht-Existenz. Wie ein Parasit / wartest du, nimmst entgegen / was irgendwer gekocht hat / und dir reicht. / Du stehst in der Reihe, die Bündel bewegen sich. / Zu zweit, zu fünft und so weiter. / Gedemütigt gehst du weg, / zurück in den engen Raum, / den du mit dreissig anderen teilst, die sind wie du. / Reihen von Pritschen, übereinander, nebeneinander, militärgleich / grau die harten Laken und kein bisschen Schönheit» (Raza Mehmedovic).

Unterwegs seit Wochen, Monaten, Jahren

Neue Fliehende treffen ein, Hunderte und mehr, erschöpft und kraftlos. Frauen, verstummt, blicklose Augen, zitternde Hände, die Füsse geschwollen, zerfetzt und schmutzig das Kleid, wimmernde Kinder. Ältere Kinder mit kleineren auf dem Rücken. Junge Männer, ungleich und gleich, zwei mit dem Grossvater über den Schultern. Vielleicht nicht der Grossvater, ein fremder Alter, der allein nicht mehr weiter mochte. Männer, eingefallene Wangen, klein im Wuchs oder gross, von weit her, Schuhe mit Schnüren zusammengebunden, Risse in der Hose, die Sprache unverständlich, singend, rau. Sind sie aus Ländern grösster Armut, aus Diktaturen, aus Ländern von Armut und Krieg? Frauen, Kinder, Männer, sie wurden verjagt und gejagt und gequält. Die Not und Angst der Tage und Nächte vereint, unterwegs seit Wochen, Monaten, Jahren. Die Neuankömmlinge brauchen die Pritschen, die Suppe, das Dach über dem Kopf. Kein Raum mehr zum Warten auf den Brief aus Schweden. Wenige sprechen, ein Junge berichtet: «Ein bewaffneter Soldat drang ins Haus und meldete Böses. / Fort aus dem Dorf, war sein Befehl, in düsterem Ton. / Blond leuchtete sein Haar, das Gewehr hing schwer an der Schulter. / Maschinengewehre klafften und krachten. / Frauen in Tränen, schluchzende alte Männer, / ein grauenvoller Lärm, / das Gebrüll der Ochsen, das Gebell der Hunde und alles andere. / Das furchtbare Echo der Granaten war zu hören, / und jedes Mal gefror unser Herz. / Kinder jeden Alters, verloren in Schrecken, die Kleinen schrieen, / während Frauen Bündel packten und weinten. / Busse fuhren heran, die Menschen scharten sich zusammen, / drin war es stickig und eng, dass niemand sich rührte» (Jozo Drazetic, 14 Jahre alt).

Endstation für die Schwächsten

Das Lager im Nachbarland der feindlich gewordenen Heimat voller Soldaten und der Stadt mit zerbombten Häusern und Strassen voller Trümmer und Blut, das Lager gilt es zu verlassen, das Flüchtlingslager, das eine erste Aufnahme bot als Wartepause. Zu eng wurde es, übervoll mit neuen Vertriebenen und Menschen aus Hungerländern jenseits von Wüsten, Bergen und Meer. Schon wird das lange Warten Vergangenheit zwischen Erschöpfung, Trostlosigkeit und Traum. Albträume oft, manchmal pulsierende Hoffnung. Das Warten hatte Begegnungen ermöglicht, manchmal ein Wiedersehen. Austausch, Erinnerung, alles schwer.

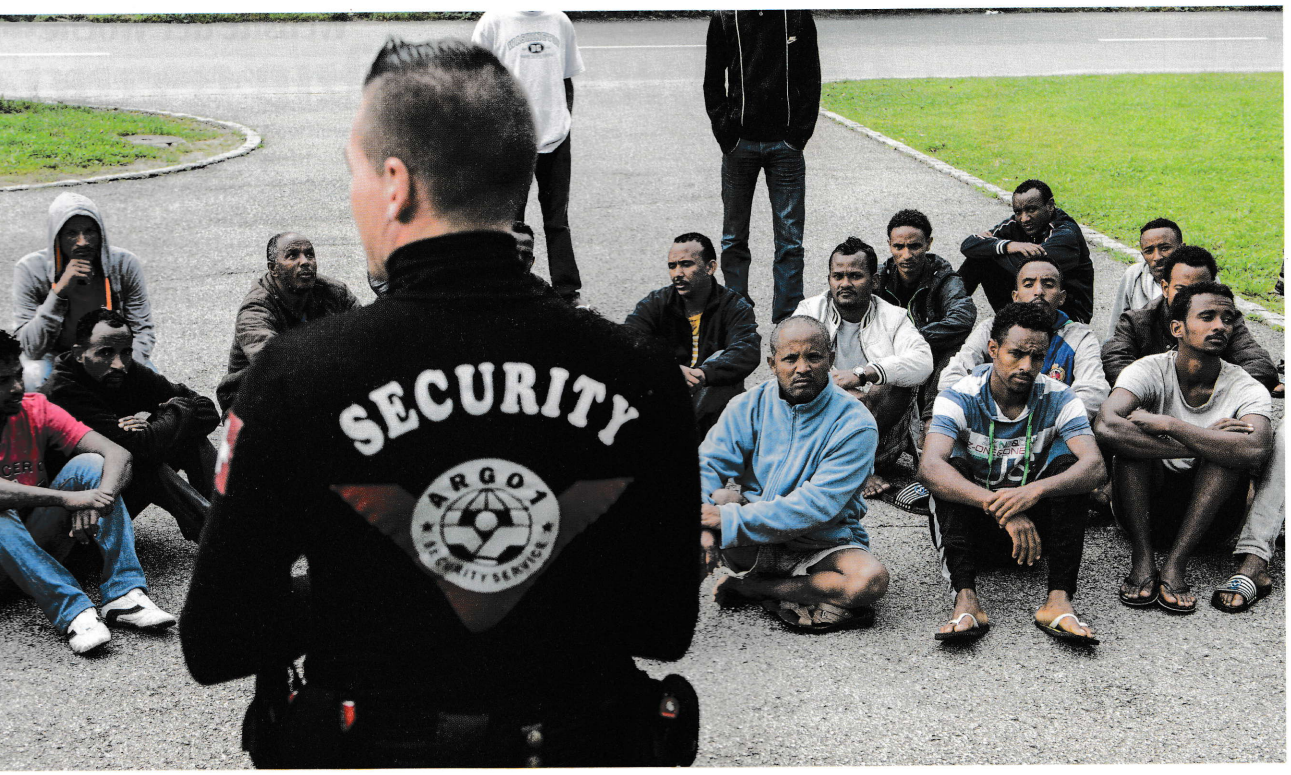
«Nie vergesse ich die Tage und Nächte in Banja Luka / im Krieg. / Jeder Tag eine neue Wunde in / meinem Herzen. / Und doch: wie schön bleibt Banja Luka in der Erinnerung, / am Ufer des Vrbas, / gepriesen in vielen Gedichten / und berühmt ob seiner Pracht / und den grünen Gärten und alten bosnischen Häusern. / Unversehens aber wurden die Perlen gestohlen. / Die Stadt war nicht länger mehr mein. / Ich musste fort / und stand doch erst am Anfang des Lebens, / fort aus den Strassen mit den Kastanienbäumen, die sie säumen, / fort von den Freundinnen, Freunden, fort, / aus meiner Familie fort. / Wie eine Blume aus der Erde / wurde ich ausgerissen aus meiner Kindheit» (Zinka Pjanic, 14 Jahre alt).

Weiter gehen, mit anderen weiter. Einige aus dem gleichen Land, aus gleichen und aus anderen Städten und Dörfern, ein Teil aus anderen Ländern oder Kontinenten im Osten, Süden und Norden, die zu Ruinen- und Schlachtfeldern wurden, zu Hunger- und Todesländern, alle verjagt und in Not, auf der Suche nach Ländern im Westen, wo Friede und Wohlstand herrschen, wo sich Überlebende aus früheren Kriegen einwurzeln konnten und in Sicherheit leben, mit Kindern und Grosskindern und deren Blick in die Zukunft. Ob irgendwo ein Bus bereit steht für die vielen Erschöpften auf der Flucht und sie dorthin fährt? Oder ein Zug, vielleicht Züge und Busse? Was lässt sich wissen? Die Länder reihen sich aneinander. Wo, in welchem Land beginnt hinter der Grenze ein neues Leben? Einzelne Erwachsene tauschen aus, Namen von Ländern, von Flüssen, von Orten, wo eventuell ein Durchkommen möglich ist, eventuell ein Bleiben. Doch wo? Einer sagt: Hiess nicht für die Grosseltern, als sie Kinder waren und unter den Gewehrkolben von Soldaten ihre Heimat verlassen mussten, der unbekannte Ort, wohin sie in Zügen deportiert wurden, hiess er nicht «Pitchipoï» (Jean-Claude Moscovici: «Voyage à Pitchipoï», Paris 1995)? Es waren nicht Flüchtlingslager, sondern Lager des Todes, die sie aus kaum erklärlichen Gründen überlebten, einige wenige als Zeuginnen und Zeugen. Sind ihre Stimmen hörbarer als die Stimmen von heute? Wir greifen sie auf, der Herbst geht über in nächtliche Kälte, in der die Sprache erstarrt. «Glasklare Tage. / Die Astern halten das Haupt hoch / und färben die vorletzte Stunde. / Eindringlich reden die entblätterten Bäume / über den Übergang / von Zustand zu Zustand. / Sie tragen den Glanz der Tage in ihrem Geweih. / Er weht wie ein Banner. / Ich frage und frage. / Die Stimmen Verblichener / flattern wie Falter aus Nylon / von Farbe zu Farbe / und lispeln blindes Erblassen. / Ich höre den Seufzer / gesammelt im glasklaren Wind – / die Antwort der fröstelnden Halme / der amethystenen Astern / und der anderen duldenden Dinge / im Erdohr der Angst» (Rose Ausländer: «Die Sichel mäht die Zeit zu Heu», Frankfurt a. M. 1985).

Das «schallende Schweigen»

Versteht allein die Natur die Not entwurzelter Menschen? Und jene Eingewurzelten, die ihnen begegnen, was braucht es, damit sie sehen, nicht wegsehen und das Sehen ertragen? «Manche haben sich gerettet. / Aus der Nacht / krochen Hände / ziegelrot vom Blut / der Ermordeten. / Es war ein schallendes Schauspiel / ein Bild aus Brand / Feuermusik. / Dann schwieg der Tod. / Er schwieg. / Es war ein schallendes Schweigen. / Zwischen den Zweigen / lächelten Sterne. / Die Geretteten warten im Hafen / gescheiterte Schiffe liegen. / Sie gleichen Wiegen / ohne Mutter und Kind» (Rose Ausländer: «Schallendes Schweigen», ibid.). Flüchtlinge in Erstaufnahmelagern, die errichtet wurden in Nachbarländern der kriegs- und hun-

«Die Welt besteht aus Hierarchien des Elends, aus denen flieht, wer fliehen kann.»



«Wenn Menschen aus ihrer Heimat fliehen müssen, werden sie entmündigt und administriert, als hätten sie eine Schuld begangen» – eritreische Flüchtlinge und Sicherheitspersonal in einem Schweizer Asylzentrum.

erversehrten Länder, werden von dort lebenden inheimischen, die selber in Not und Angst leben, ls Parasiten gesehen. In diesen Flüchtlingslagern der -zentren versickern diejenigen, die nicht weierwandern können. Sie werden versorgt, doch ehr als überleben wird nicht zugestanden: kaum chul- und Bildungsmöglichkeiten für Kinder und ugendliche, keine Arbeitsmöglichkeit, keine eilnahme am öffentlichen Leben. Es sind Orte ür weggestellte Menschen, in denen das wirkliche eben und die Zeit erstarren, ein Leben ohne ukunft. Dazu kommt, dass die für diese Lager der Zentren vom UNHCR finanzierten Hilfsproramme nur für beschränkte Zeit eingesetzt werden, da die verfügbaren Mittel für neue Flüchtlinge us anderen Kriegsgebieten gebraucht werden. Die Welt besteht aus Hierarchien des Elends, aus denen ieht, wer fliehen kann.

Asyl ist ein Menschenrecht

Doch überleben ohne Zukunft ist kein wirkliches eben. Gegenwart lässt sich nur von der Zukunft er durchstehen. Wenn Menschen das Unglück aben, aus ihrer Heimat fliehen zu müssen, verlieen sie alle Rechte. Sie werden entmündigt und dministriert, als hätten sie eine Schuld begangen. Sie werden bestraft für die Tatsache, dass nnen Unrecht geschah. Ihre Klage ist die Klage Hiobs, und wie diese verhallt sie im Wind.
Wieder ein Tag, der für mich als Flüchtling vergeht. / Wieder fremde Gesichter von fremden Menschen. / Ich will hier nicht sein. / Seit Monaten dieser gleiche Gedanke. / Was früher war, bleibt alles erinnert. / Warum der Krieg? / Warum die Tränen, das Leid? / Warum nicht Lachen und Glück? / Zu lange schon gehe ich auf fremder Erde, / zu lange schon wärmt mich die fremde Sonne. / All dies will ich nicht. / Was ich will, ist / durch die Strassen meiner Stadt gehen, / die Kirchenglocken hören und den Gebetruf am Abend. / Ich will einfach wieder nach Hause zurückkehren» (Maja Jagnjac, 14 Jahre alt).
Das Zuhause ist verwüstet, eine Rückkehr verhängnisvoll. Gibt es ein anderes Zuhause?
Es gibt wohl eines in Ländern, die ihre Grenzen öffnen und Heimatlosen ein sicheres Leben bieten, mit Rechten und Würde, mit Zukunft. Dies laut zu fordern und zu tun ist dringlich. Panzer, Flugzeuge und Bomben, giftige Chemikalien, die abgeworfen wurden, Minen und Granaten, die das Zuhause der Heimatlosen verwüstet haben, auch Bagger, Bohrer und Pestizide, die die durch Grosskonzerne enteigneten Länder verwüsten, alles wurde in Ländern hergestellt, in welchen die Fliehenden um Aufnahme bitten. Dasselbe Recht steht ihnen zu wie den Bewohnern und Bewohnerinnen dieser Länder, menschenwürdig zu leben, letzteren zugleich das Recht, ihre Mitschuld am Leiden zu tilgen.
Unterschiedlichen Anspruch auf Menschenrechte gibt es nicht.
Asyl ist ein Menschenrecht. Dagegen aufzuhetzen ist schändlich. Flüchtlingen die Aufnahme zu verweigern, sie abzusondern und in Elend und Angst zurückzuweisen erniedrigt diejenigen, die es fordern. Das Gegenteil ist politische Pflicht und mehr. «Dreh den Ring» schrieb Rose Ausländer, «wir schwingen schon zwischen Himmel und Erde»: Asyl zu gewähren ermöglicht das Glück sinnvollen Lebens im Zusammenleben, damit den leichteren Blick in die Zukunft.

Maja Wicki (geb. 1940): Doktorat in Philosophie, Staatsrecht / Menschenrechte und Politologie, anschliessend Psychologie-Studium sowie Ausbildung in Psychoanalyse und Traumatherapie. Die Zitate der Kinder wurden in Flüchtlingslagern in Slowenien 1993–1994 notiert.